

Wissen und Naturkatastrophen: einige Überlegungen zum Thema Nichtwissen und ein empirisches Beispiel

Kuhlicke, Christian

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kuhlicke, C. (2008). Wissen und Naturkatastrophen: einige Überlegungen zum Thema Nichtwissen und ein empirisches Beispiel. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Teilbd. 1 u. 2* (S. 844-857). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-153048>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Wissen und Naturkatastrophen: Einige Überlegungen zum Thema Nichtwissen und ein empirisches Beispiel

Christian Kublicke

In der Soziologie ist in den vergangenen Jahren ein verstärktes Interesse am Nicht-gewussten, am Nichtbekannten zu beobachten. War es in den 1980er und 1990er Jahren vor allem das Schlagwort »Risiko«, das dazu diente, eine beobachtete gesellschaftliche Dynamik zu bezeichnen, etablieren sich derzeit zunehmend Begrifflichkeiten, die auf eine tiefgreifende Ungewissheit moderner, zumal reflexiver Gesellschaften (Beck u.a. 1996) hinweisen. Es ist nicht länger relativ gesichertes Wissen und damit Risiken, die im Vordergrund stehen, sondern Nichtwissen und somit kaum handhabbare Unsicherheiten, die für die Soziologie von Interesse sind. Um es mit Ulrich Beck zuzuspitzen: »Nicht Wissen, sondern Nicht-Wissen ist das ›Medium‹ reflexiver Modernisierung« (Beck 1996: 298).

Dabei konzentrieren sich die meisten Arbeiten auf so genannte neue Risiken (Lau 1989), auf »Gefahren zweiter Ordnung« (Bonß 1991: 265, 1995: 74ff.) bzw. »evolutionäre Risiken« (Krohn/Krücken 1993: 21ff.). Von diesen sei dann zu sprechen, wenn Handlungen zeitlich, sozial und/oder sachlich entfernte Nebenfolgen aufweisen, die nicht gewusst werden konnten, die das zugrunde liegende Risikokalkül sprengen und einem Verursacher kaum zuzurechnen sind. Empirische Beispiele sind u.a. die Freisetzung gentechnisch veränderter Organismen (Böschchen u.a. 2006), die massenhafte Ausbreitung von Fluorkohlenwasserstoff (Böschchen 2002) oder die Bovine Spongiforme Enzephalopathie (BSE).

Vor dem Hintergrund dieser einleitenden, zugegebenermaßen nur fragmentarischen Diskussion zum Thema Nichtwissen, scheinen sich Ereignisse, die gemeinhin als Naturkatastrophen bezeichnet werden, kategorisch zu unterscheiden. Denn sie können prinzipiell gewusst werden. Die statistischen Wiederkehrwahrscheinlichkeiten eines Hochwassers beispielsweise sind bekannt und bilden die Grundlage für technische Schutzmaßnahmen wie Deiche und Kompensationsstrategien wie Versicherungen. Diese Unterscheidung ist allerdings eine von Experten und Wissenschaftlern vorgenommen und basiert auf einer Dekontextualisierung und Abstraktion, die in der Alltagswelt der meisten Bewohner von Flussauen keine Relevanz hat. Generell ist festzuhalten, dass sich die Diskussion zum Thema Nichtwissen vor allem auf die Beobachtung von wissenschaftlichen Kulturen (u.a. Wehling 2006; Böschchen u.a. 2006) bzw. den reflektierten Umgang mit Nichtwissen in Realexperi-

menten (Gross 2003) bezieht. Trotz aller Unterschiede, verfolgen diese Arbeiten eine gemeinsame Frage: Wie wird Nichtwissen oder Unwissen in mehr oder weniger gesichertes Wissen überführt?

Dieser Beitrag lehnt sich an diese Diskussion zum Nichtwissen an, setzt aber das Alltagshandeln und -wissen in den Mittelpunkt und entwickelt damit einen divergierenden Schwerpunkt: Der Beitrag versucht zu ergründen, aus welchen Gründen Hochwasser, Erdbeben und andere Naturereignissen trotz soliden Wissens immer wieder überraschen und stellt das Wechselspiel des mehr oder weniger routiniert Gewussten und dem Nichtgewussten in den Mittelpunkt. Leitende These ist, dass extreme, das heißt, außerhalb des Gewohnten liegende Ereignisse, nur vor dem Hintergrund des Gewohnten zu verstehen sind.¹ Es ist gerade das Bekannte und nicht länger Hinterfragenswerte, das es Ereignissen ermöglicht, extrem zu werden. Solche Ereignisse offenbaren die Grenzen des (bis dahin) Bekannten, Gewussten und Vertrauten. Damit rückt das Noch-nicht-Gewusste, das erfolgreich Verdrängte oder das langsam Vergessene in den Vordergrund der Untersuchung, und es tut sich – meiner Meinung nach – die Frage nach dem Zusammenhang von Wissen und Nichtwissen auf.

Bevor nachfolgend zentrale Begrifflichkeiten soweit geklärt werden, dass sie für eine empirische Analyse tragfähig sind, wird kurz die Diskussion zu Katastrophen und Risiken skizziert. Dabei bezieht sich dieser Beitrag – im Sinne einer häufig geforderten, aber nur selten realisierten Verständigung zwischen Disziplinen (Cutter 2005; Dombrowsky 2005) – sowohl auf sozialgeographische als auch soziologische Debatten zu diesem Thema.

Katastrophen als Thema der Soziologie und Geographie

Naturkatastrophen treten meist unvorhergesehen und ungebeten auf. Sie sind jedoch nicht für jede Person gleichermaßen überraschend. John Law und Vicky Singleton schreiben in ihrem Beitrag »*A New Species of Trouble – Disaster and Narratives*«, dass die Katastrophe zwar unerwartet auftritt, sie aber keinesfalls zufällig zuschlägt:

»Disasters visit those who don't expect them but they do not strike entirely at random. Discharged along the lightning conductors that protect power, they preferentially affect the underprivileged:

¹ Dieser Beitrag fußt sowohl auf empirischen Untersuchungen, die im Rahmen des von der Europäischen Union finanzierten Forschungsvorhabens FLOODsite (GOCE-CT-2004-505420) durchgeführt, als auch auf Überlegungen, die im Rahmen meiner Doktorarbeit angestellt wurden und werden. Betonen möchte ich den Work-in-Progress-Charakter dieser Zeilen.

third world inhabitants; ethnic minorities; physical and manual workers; women, or isolated old people. (...) The greater the distance, social, political, economic, cultural and geographical, from the powerful, the greater the vulnerability if something goes wrong« (Law/Singleton 2004: 1).

Der in der Geographie entwickelte Ansatz der sozialen Verwundbarkeit (Chambers 1989; Watts/Bohle 1993; Blaikie u.a. 1994; Cutter u.a. 2003; Acosta-Michlik/Rounsevell 2005) befasst sich vor allem mit der Nichtzufälligkeit von Katastrophen. In ihrem Beitrag »*Taking the Naturalness out of Natural Disasters*« weisen Phil O'Keefe und seine Mitautoren darauf hin, dass es eben nicht die Natur (und damit der Zufall) sei, die das vermehrte Aufkommen von Katastrophen in der Dritten Welt seit den 1950er Jahren erklären kann, sondern vor allem die zunehmende Unterentwicklung dieser Regionen (O'Keefe u.a. 1976). Soziale Verwundbarkeit ist ein Ausdruck sozialer Ungleichheit, der betont, dass gerade in Krisen die »Sanktionsmittellosen« (Clausen 1983: 65) zuallererst betroffen sind und stellt damit den chronischen Charakter der Marginalisierung heraus, der sich konsequenterweise auch im Angesicht der Katastrophe aufrechterhält.

Dieses Verständnis von Katastrophen unterscheidet sich damit von großen Teilen der Risikosoziologie. Diese betont gerade die kulturelle Bedingtheit (Douglas 1992; Douglas/Wildawsky 1993) bzw. die kommunikative Unterscheidung von Gefahren und Risiken (Luhmann 1991), von spezifischem und unspezifischem Nichtwissen (Japp 2003) und betont die Kontingenz des Katastrophalen.

Bringt man beide Diskussionen zusammen, weist das Konzept der Verwundbarkeit darauf hin, dass bestimmte Gruppen realen Gefahren ausgesetzt sind, die sie kaum beeinflussen können, sie also nicht über die Ressourcen verfügen, diese in Risiken zu überführen. In dieser Fassung werden Gefahren erstens einer Umwelt zugerechnet, die aber nicht als eine natürliche, also eine zufällige gedacht wird, sondern als eine sozial produzierte; zweitens existieren die Gefahren unabhängig von den Entscheidungen Einzelner und werden damit als subjektunabhängig gedacht (vgl. Bonß 1995: 53). Verwundbare Gruppen haben schlicht nicht die Ressourcen, um ihr Schicksal zu beeinflussen. Dabei geht es hier nicht um die Unterscheidungen der Betroffenen; diese Unterscheidung liegt allein im Auge des forschenden Betrachters. Für viele Verwundbarkeitsforscher verbietet sich die Frage nach der Relativität der Katastrophe, denn sie seien für die Betroffenen real, existenz- und lebensbedrohend. Es steht die Kausalität, die zur Katastrophe führt, im Mittelpunkt (Watts/Bohle 1993); die Katastrophe selber wird als nicht kontingent verstanden.

Interessanterweise wird nun dieses Verständnis innerhalb des geographischen Diskurses zur Verwundbarkeit zunehmend relativiert und es werden lokal entwickelte Anpassungs- und Vermeidungsstrategien sowie Wissensbestände berücksichtigt und handlungsorientierte Perspektiven entwickelt (Krüger 2003; Watts/

Bohle 2003). Von Interesse ist damit nicht länger eine vorgegebene, externe Gefahr, sondern die Frage, wie verschiedene Gesellschaften bzw. Gruppen Gefahren verstehen und welche Mechanismen sie entwickelt haben, um mit diesen Gefahren umzugehen, sie also in Risiken zu überführen (Krüger/Macamo 2003). Es war nicht die Naturgefahr Hochwasser, die 2000 in Mosambik als Katastrophe wahrgenommen wurde (sie wurde trotz Verlust und Tod als »normal« gedeutet), sondern die sich anschließende Dürre, die sich mit Hilfe der etablierten Bewältigungsroutrinen nicht in den Alltag einordnen ließ (Macamo 2003).

Dieser Beitrag schließt sich dieser Sichtweise an, interessiert sich aber in erster Linie für die Registrierung des Nichtfunktionierens von Routinen. Es wird eine Arbeitsdefinition von Wissen und Nichtwissen erarbeitet, die es erlaubt, den Zusammenhang zwischen dem routiniert Bekannten und dem Unbekannten sowie seinen möglicherweise »entsetzlichen« Folgen (Clausen u.a. 2003) herauszustellen.

Arbeitsdefinitionen von Wissen und Nichtwissen

Nichtwissen kann in einer ersten Annäherung als ein Bereich beschrieben werden, der nicht gewusst wird. Von dieser Form des Nichtwissens, die hier der Klarheit wegen mit dem englischen *nescience* gleichgesetzt wird und im Deutschen am ehesten als »Unwissen« bezeichnet werden sollte, weiß der handelnde Akteur noch nicht einmal, dass er etwas nicht weiß (Gross 2007). *Nescience* ist daher lediglich in der Retrospektive zu erkennen und kann mit dem gleichgesetzt werden, was Hans-Jörg Rheinberger (2002) als »epistemische Objekte« bezeichnet. Epistemische Dinge verkörpern etwas, was zuvor noch nicht gewusst wurde, nicht gewusst werden konnte. *Nescience* ist dabei die Voraussetzung für eine totale Überraschung², denn die Entdeckung übersteigt jedwede vorhergehende Erfahrung und liegt jenseits all dessen, was

2 Ein berechtigter Einwand gegen dieses Verständnis von Unwissen ist, dass es stark an einen wissenschaftlichen Begriff von Wissen gebunden ist und darauf fußt, dass Unwissen nicht kommuniziert werden kann, da es noch nicht bekannt ist, wie Martin Voss anmerkt. Nach Voss sei die Umwelt aber prinzipiell unbekannt, hinter dem Vertrauten zeichnet sich immer Unvertrautes, hinter Bestimmten auch immer Unbestimmtes ab. Daher folgert Voss: »So lange der Mensch sich die Möglichkeit offen hält, dass es »etwas« gibt, was nicht bestimmt ist, über das überhaupt noch kein Wissen besteht, geht diese Möglichkeit konstitutiv in alle seine Kommunikation ein, so lange bleibt er prinzipiell offen für alles (also für seine gesamte unbestimmte Umwelt), erst der (wissenschaftliche) Anschluss dieser Möglichkeit aus der Kommunikation macht tatsächlich Kommunikation unspezifizierten Nichtwissens unmöglich oder mit anderen Worten: Erst die Negation des Unbestimmten schließt Gesellschaften gegenüber ihrer insgesamt niemals bestimmbar Umwelt ab« (Voss 2006: 56, Herv. i. Orig.). Es bleibt jedoch gerade für eine empirische Rekonstruktion des Unbestimmten unumgänglich, dass sie auf die Kommunikation des (ehemals) nicht Gewussten angewiesen ist.

für möglich gehalten wurde. Es lässt sich also *ex ante* weder in gemachte Erfahrungen einordnen, noch war es antizipierbar.

Diese Beobachtung weist dabei auch auf die Bedeutung von Wissen hin, denn *Nescience* übersteigt, um es mit den Worten des Historikers Reinhart Koselleck zu sagen, etablierte Erfahrungsräume und stabile Erwartungshorizonte. Demzufolge definieren vorhergehende Erfahrungen den Erwartungshorizont und nur innerhalb eines Erwartungshorizontes ist es möglich, Erfahrungen zu machen (Koselleck 1989). Bereiche, die sich in Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte integrieren lassen, können Gegenstand sozialen Wissens werden (Wehling 2006: 24). Damit ist das Vorhandensein beider Dimensionen Voraussetzung für Wissen; sie ermöglichen die Einordnung und Strukturierung von Daten sowie Informationen; nur was sich in beide Kategorien integrieren lässt, erscheint sinnvoll und bedeutend (Matthiesen/Bürkner 2004: 69).

Nescience könnte nun als die Abwesenheit sowohl eines Erfahrungsraumes als auch eines Erwartungshorizontes definiert werden (Wehling 2006). Solch eine Definition scheint jedoch verkürzt, da Akteure, die sich mit einem Gegenstand befassen, sich diesem nie ohne jedweden Erfahrungsraum und Erwartungshorizont nähern; es ist vielmehr so, dass sie mit gewissen Erfahrungen und Erwartungen an diesen herantreten. Daher erscheint es konsequenter, *Nescience* an die Entdeckung der *Nicht-Angemessenheit* der Bezugskategorien zu binden. Es ist also nicht die Abwesenheit eines Erfahrungsraumes bzw. eines Erwartungshorizontes, der zentral für das Verständnis von Unwissen ist, sondern vor allem die Frage nach der Angemessenheit der jeweiligen Bezugskategorien.

Dieser Entdeckungszusammenhang kann in verschiedenen *Tempi* vor sich gehen. Rheinsbergers historische Rekonstruktion der Etablierung des wissenschaftlichen Feldes der Molekularbiologie zeigt beispielsweise, dass epistemische Objekte keinesfalls plötzlich als solche erkannt werden; sie präsentieren sich vielmehr vorerst als Hybride, die sowohl anwesend als auch abwesend, die sowohl definiert als auch undefiniert sind. Katastrophen hingegen treten radikal und rapide in den Alltag (Clausen 1983, 2003). Sie sind in diesem Sinne eine schlagende Real-Falsifikation (Dombrowsky 1987) zuvor etablierter Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte und legen die Grenzen des Wissens offen. Dieser Moment ist für die soziologische Analyse bedeutsam, denn die Wissensgrenzen werden nun bewusst erfahren und damit auch kommunizierbar; sie können daher durch den Beobachter registriert werden.

In diesem Moment setzt die Dynamik des Nichtwissens ein, denn es ist nicht länger *Nescience*, da ab dem Zeitpunkt, ab dem Bezugskategorien als nicht angemessen definiert werden, bereits Wissen über das vorliegt, was zuvor nicht gewusst wurde. Matthias Gross bezeichnet dies als *Ignorance*. »The retrospective recognition of nescience can lead to a state of ignorance, that is, a type of knowledge about the

limits of knowing« (Gross 2007). Mit diesen Wissensgrenzen können Akteure nun verschieden umgehen: Einerseits kann der Versuch unternommen werden, sie genauer zu definieren, um weiteres Wissen zu erlangen (*non-knowledge*); andererseits können die Wissensgrenzen als nicht weiter beachtenswert (*negative knowledge*) (ebd.), das heißt als irrelevant (Smithson 1990) erachtet werden. Dieses Verständnis von Nichtwissen gilt es nun in einem zweiten Schritt, an ein soziologisches Konzept des Alltags zu binden.

Der Alltag scheint eine konservative Ausprägung bezüglich der Wissensgrenzen aufzuweisen. Im Anschluss an Alfred Schütz kann Alltag als ein Ausschnitt der Wirklichkeit beschrieben werden, der durch eine »relativ natürliche Weltanschauung« (Schütz/Luckmann 2003: 35) gekennzeichnet ist. Diese zeichnet sich durch sedimentierte kollektive Erfahrungen aus, die als geprüft und verlässlich gelten und daher nicht länger durch jeden Einzelnen in einer Gesellschaft getestet werden müssen. Dadurch kommt es zur Etablierung »latenter Übereinstimmungen«, die die Grundlage für sicheres und schnelles Aktions- und Reaktionsvermögen sind (Soeffner 2004: 20). Dieser »kognitive Stil der Praxis«, wie ihn Hans Georg-Soeffner bezeichnet (ebd.), zielt gerade darauf ab, Ungewöhnliches zu verdrängen und Unbekanntes zu reduzieren, um ein ökonomisches und koordiniertes Handeln zu ermöglichen. Dieser Alltagsstil der Praxis, der es auf der einen Seite erlaubt, Situationen routiniert zu typisieren, führt auf der anderen Seiten allerdings auch dazu, dass Neues nicht immer als solches erkannt wird, sondern zum bereits Bekannten umgeformt wird (ebd.: 23).

Lars Clausen hat in seinem FAKKEL-Theorem auf die Bedeutung der Bildung und Etablierung des Alltags bezüglich des Verständnisses von Katastrophen hingewiesen, denn, um es mit den Worten von Martin Voss zu präzisieren: »Die ›Vertrautheit‹ der ›fraglos selbstverständlichen Welt‹ entzieht dem Bewusstsein die *volle* Komplexität der Welt und macht Ordnung erst möglich, allerdings um den Preis der Folgenindifferenz« (Voss 2006: 65). In dieser Interpretation des Alltags führt als gesichert geltendes Wissen zu einem eher konservativen Umgang mit dem Neuen und Unbekannten. Nachfolgend wird diesem Zusammenhang empirisch nachgegangen werden.

(Nicht-)Wissen und Katastrophen – ein empirisches Beispiel

Zahlreiche Städte und Dörfer an der Elbe und ihren Zuflüssen wurden im August 2002 von einem starken Hochwasser betroffen. Unter ihnen befindet sich auch die Stadt Eilenburg, gelegen an der Mulde und rund 25 km östlich von Leipzig im Bundesland Sachsen. Die Stadt zählte 2005 rund 17.500 Einwohner und hat seit 1990

etwa 13 Prozent ihrer Einwohner verloren. Während des Hochwassers 2002 wurde rund die Hälfte der Bevölkerung Eilenburgs evakuiert, 1.350 Haushalte sowie 300 Unternehmen waren direkt betroffen. Die Schäden an der kommunalen Infrastruktur beliefen sich auf knapp 48 Millionen Euro und die Gesamtschäden auf rund 200 Millionen Euro. Tote waren keine zu beklagen. In der Folge des Hochwassers wurden für entstandenen Schäden bis zu hundert Prozent Kompensationszahlungen durch staatliche und nicht-staatliche Institutionen gezahlt (Kuhlicke/Drückler 2005).

Empirische Grundlage der nachfolgenden Ausführungen sind 20 narrative Interviews, die mit Entscheidern und Betroffenen seit dem Jahr 2005 geführt wurden. Zusätzlich werden auch Daten berücksichtigt, die im Rahmen einer Haushaltsbefragung in drei vom hochwasserbetroffenen Gemeinden, darunter auch die am stärksten betroffenen Stadtteilen Eilenburgs, entlang der Mulde durchgeführt wurden ($n = 404$; davon in Eilenburg: $n = 327$). Die Darstellung konzentriert sich dabei auf eines der vorherrschenden Interpretationsmuster des Hochwassers, welches anhand von Interviews mit Kleingartenbesitzern – einem für die Stadt Eilenburg prägenden sozialen Milieu – verdeutlicht werden soll. Dabei sind durchaus Abweichungen und Modifikationen dieser Deutung auszumachen. Diese können jedoch zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht dargelegt werden (vgl. Fn. 1).

Noch ein Wort zur Rekonstruktion: Ich schicke voraus, dass keine Analogie bzw. Homologie von Erfahrenem und darüber Erzähltem angenommen wird (Bude 1985): Erzählungen über die Vergangenheit unterliegen einer unumgänglichen zeitlichen Perspektive, die Jens Brockmeier (1999) als »retrospektive Teleologie« bezeichnet. Dieser Zusammenhang stellt sich beim Versuch, die dynamischen Beziehungen zwischen Wissen und Nichtwissen empirisch zu rekonstruieren, noch deutlicher dar. Denn eine Situation, die sich einst völlig unbekannt darstellte, ist, wie oben dargelegt, nicht länger unbekannt, nachdem sie als solche definiert und in bereits existierende Wissensbestände integriert wurde. Die Stabilität und Eindeutigkeit empirischen Wissens ist immer nachträglich (Rheinberger 2005). Dabei interessiert in der nachfolgenden Darstellung vor allem der Prozess der Verfestigung dieser Eindeutigkeit. Dieser Prozess basiert auf kollektiven Aushandlungen über die Gründe, die zum Hochwasser führten als auch über die Schlussfolgerungen, die daraus gezogen werden.

Für die interviewten Kleingartenbesitzer war die Nachricht von einem Hochwasser keine ungewöhnliche.³ Sie haben meist ihr ganzes Leben, gegebenenfalls mit

³ Es war einer der definierenden Eigenarten des Hochwassers 2002, dass das institutionalisierte Warnsystem weitgehend versagte. Es lagen auf der Ebene der Gemeinden kaum Informationen darüber vor, welches Ausmaß das Hochwasser einnehmen könnte, wann die Hochwasserrelle eintreffen würde und mit welchen Wasserständen zu rechnen war. Trotzdem haben Vertreter des Landkreises Delitzsch sowie Entscheidungsträger der Stadt Eilenburg am 13. August 2002 gegen 1 Uhr

Ausnahme der Ausbildungs- bzw. Armeezeit, in Eilenburg verbracht. Zum Zeitpunkt des Interviews waren die meisten Gesprächspartner im Ruhestand. Ihr Lebensmittelpunkt ist die Stadt Eilenburg. Hier sind sie gut vernetzt; viele ihrer Freunde, Bekannten und Verwandten und damit die Vielzahl ihrer starken Bindungen (Granovetter 1983) sind hier verortet. Ihre Gärten liegen in den ausgewiesenen Überflutungsflächen der Mulde. Die Kleingärtner erfahren daher regelmäßig eine Überschwemmung ihrer Parzellen und haben sich darauf nach eigenem Bekunden gut eingestellt. Meist können sie detailliert über die hydrologischen Besonderheiten erzählen, denen ihre Gärten ausgesetzt sind; auch wissen sie zu berichten, wie sich das Verhalten des Flusses im Laufe der Jahrzehnte geändert hat. Sie betrachten sich selbst diesbezüglich als sehr erfahren, da sie über Wissen verfügen, das sie sich in der Auseinandersetzung mit ihrer physischen Umwelt angeeignet und an dieser Umwelt bezüglich der Gültigkeit des Wissens ständig getestet haben.

Versucht man die Frage zu beantworten, auf welches Wissen die interviewten Personen vor dem Hochwasser zurückgegriffen haben, ist zuallererst zu konstatieren, dass die Hochwassernachricht im Sommer 2002 für die befragten Kleingärtner nichts Außergewöhnliches war. Die Information vom Typus »Hochwasser droht« ist ihnen mehr als vertraut. Daher begannen die Kleingartenbesitzer meist am 12. bzw. 13. August 2002, wie eigentlich alle vier bis fünf Jahre, ihre Gärten und Privatwohnungen vor dem angekündigten Hochwasser zu sichern. Als sie dann am 13. August morgens von der Evakuierung erfuhren, wurde das Hochwasser von 1954 bzw. 1974, das sie meist selbst erlebten, als »*Worst-Case-Scenario*« gedacht. Viele erinnerten sich sogar, bis in welche Straßen das Hochwasser von 1954, das deutlich höher anstieg als das von 1974, vorgedrungen war. Die Gesprächspartner stellten folglich einige für sie wichtige Gegenstände in ihren Wohnungen und Gartenlauben höher, sammelten die notwendigsten Dinge wie Medikamente und Dokumente und verließen das Haus. Sie rechneten fest damit, dass eine Rückkehr bis zum späten Nachmittag möglich sein würde. Bestärkt wurden sie in ihrer Sicht durch Nachbarn und Bekannte, die ähnliches Wissen bezüglich der Hochwassergefahr hatten. Keiner hielt es für möglich, dass der Fluss tatsächlich so weit in die Stadt eindringen könnte.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass in diesem Milieu die Nachricht von einem drohenden Hochwasser als ein Routineereignis antizipiert wurde. Dabei ist der stabile Erfahrungshorizont als ein Grund dafür zu nennen, dass ein Abweichen des Flusses von dieser konstruierten Routine kaum in Betracht gezogen wurde. Erst als das Wasser in die Stadt eindrang und die Wohngebäude in der inneren Stadt bis

morgens beschlossen, die Stadt ab 6 Uhr zu evakuieren. Dabei gingen die Entscheider – basierend auf Erfahrungen früherer Hochwässer – zu diesem Zeitpunkt davon aus, dass die Hochwasserwelle so gegen 10 Uhr die Stadt treffen würde. Tatsächlich erreichte das Muldehochwasser Eilenburg jedoch erst gegen 16 Uhr dieses Tages, was durch das Brechen und Überlaufen der Deiche im Oberlauf und einer damit einhergehenden Verlangsamung und Ausbreitung der Flutwelle zu erklären ist.

zu 2,50 Meter unter Wasser setzte, wurden die Grenzen des bisher als gültig geltenden Wissens offenbar – dann aber umso schlagender. Dieser Moment ist nun interessant für die Rekonstruktion der Dynamik zwischen Nichtwissen und Wissen, denn es stellt sich die Frage, wie die Akteure mit dieser Situation umgegangen sind. Wie reflektieren sie über den Umgang mit den Grenzen des Wissens?

Im Rückblick erscheint den interviewten Eilenburgern dieser Zeitpunkt noch immer schwer verständlich und man ist der Überzeugung, richtig gehandelt zu haben. Daher spielt Nichtwissen auch keine Rolle, zumindest wird es so nicht expliziert. Auch Schuldzuweisung gegenüber der Stadtverwaltung, dass diese nicht gut bzw. rechtzeitig gewarnt habe, sind selten zu hören (der Tenor ist: »Warum hätten sie es besser wissen sollen als wir?«). Stattdessen werden die Grenzen des Wissens an einer anderen Stelle gesehen: Für das Schadenausmaß des Hochwassers 2002 sowie die eigene Unterschätzung der Gefahr sei vor allem das technische Versagen bzw. die mangelnde Kontrolle des Flusses verantwortlich zu machen. In diesem Diskurs nimmt die Landestalsperrenverwaltung eine zentrale Rolle ein. Seit Menschengedenken, so das Argument, gäbe es Hochwasser. Doch bisher sei nie etwas Ernsthaftes in Eilenburg geschehen, da die Talsperren im Oberlauf der Mulde immer als Retentionsraum für überflüssiges Wasser genutzt wurden. Im Laufe der Jahre hätten die Ingenieure daher immer präziser den Wasserstand in den Talsperren regulieren können, um solche Hochwasserkatastrophen wie 2002 zu vermeiden. Das sei auch mit einer der Gründe, warum bisher keine größeren Hochwasserkatastrophen erlebt wurden, denn selbst die Hochwasser von 1954 und 1974 seien relativ glimpflich verlaufen.

Die hier interessierenden Interviewpartner führen nun an, dass mit der politischen Wende einige Talsperren privatisiert worden seien, womit sie nicht länger als Hochwasserrückhaltebecken, sondern vor allem als Trinkwasserspeicher oder auch als touristisches Naherholungsgebiet genutzt werden. Sie dienen damit nicht länger der Allgemeinheit, sondern vorrangig dem wirtschaftlichen Interesse einiger Weniger. Hochwasserschutz spiele dabei, so der Tenor, nur eine nachgeordnete Rolle. Die Landestalsperrenverwaltung habe sich nicht richtig verhalten, denn wenn das Expertenwissen, das über die Jahre bezüglich des Flusses entwickelt wurde, richtig Anwendung gefunden hätte, dann hätte es ein solches Extremhochwasser nicht gegeben.

Dass dies bei weitem keine Einzelmeinung oder auch nur ein auf das Milieu der Kleingärtner beschränkter Diskurs ist, zeigen die Ergebnisse der oben erwähnten standardisierten Haushaltsbefragung. Auf die offene Frage nach den Ursachen, die zum Hochwasser 2002 führten, wird das Versagen der Talsperren als häufigste Ursache genannt. Dabei ist es wichtig zu erwähnen, dass die Landestalsperrenverwaltung in Interviews diese Vorwürfe zurückweist, denn die Wassermassen seien so

gewaltig gewesen, dass der zur Verfügung stehende Stauraum die Hochwasserwelle kaum beeinflussen konnte.

Abschließend lässt sich sagen, dass in diesem beschriebenen Fall die Akteure keine Explikationen zum Nichtwissen machen. Man habe nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt; dass dieses Handeln so katastrophale Folgen hatte, dafür sind andere, namentlich die Landestalsperrenverwaltung, verantwortlich zu machen. Nachfolgend sollen mögliche Gründe dafür dargelegt werden und nochmals Bezug auf die zuvor ausgeführte Diskussion zum Nichtwissen, aber auch auf die generelle Risiko- und Verwundbarkeitsdebatte genommen werden.

Schlussfolgerungen zum Nichtwissen

In diesem Beitrag wurde das als gegeben erscheinende Alltagswissen in den Mittelpunkt der Überlegungen gerückt und die These entwickelt, dass extreme, das heißt außerhalb des Gewohnten liegende, Ereignisse nur vor dem Hintergrund des Gewohnten zu verstehen sind; sie legen damit die Grenzen des Wissens offen. Daher wurde eine Terminologie aus der Debatte zum Thema Nichtwissen entliehen, die es erlaubt, sich diesem Phänomen rekonstruierend zu nähern.

Das empirische Beispiel des vom Muldehochwasser 2002 in Eilenburg besonders betroffenen Milieu der Kleingärtner zeigt, dass vor allem Wissen, welches als sehr valide galt, da es persönlich angeeignet wurde, zu Unwissen (*Nescience*) führen kann. Denn die interviewten Akteure waren sich aufgrund ihrer Erfahrungen sicher zu wissen, wie sich der Fluss verhalten würde. Ein Abweichen von diesen Routinen war ihnen kaum vorstellbar. Erst als das Wasser in die Stadt eindrang wurde das Unwissen schlagend offenbar.

Interessanterweise wird das Unwissen von den Akteuren als solches erkannt. Der Umgang damit lässt sich aber kaum in die zuvor entwickelte Terminologie einordnen. Denn die Akteure sind der Meinung, nach besten Wissen und Gewissen gehandelt zu haben. Die Grenzen des Wissens werden vielmehr an anderer Stelle lokalisiert, namentlich in der Landestalsperrenverwaltung. Diese habe nicht richtig gehandelt, daher seien die Folgen auch so katastrophal gewesen. Auch *negative knowledge*, also Wissen über Wissensgrenzen, das aber als nicht weiter beachtenswert klassifiziert wird, wird von den Akteuren nicht thematisiert. Dies ist durchaus bemerkenswert, da es prinzipiell vorstellbar wäre, dass sie ihr Handeln als eine Folge der eigenen Nichtanerkennung ihrer Wissensgrenzen reflektieren. Dies ist aber kaum zu beobachten.

Für diese Erzählstrategie sollen nachfolgend zwei Gründe angeführt werden, die in enger Wechselbeziehung zu sehen sind: erstens die intersubjektive Dimension der Verarbeitung des Hochwassers sowie zweitens eine Eigenart der Katastrophe.

Ad 1: Die Erzählungen innerhalb bestimmter Akteursgruppen weisen bemerkenswerte Parallelen auf, was darauf hinweist, dass zum Hochwasser 2002 – als Bestandteil der lokalen Erzählkultur – bereits stabile und relativ eindeutige Interpretationen entwickelt wurden. Es haben sich also bei der sozialen Aushandlung der Ursachen, die zum Hochwasser 2002 führten, bestimmte Deutungen durchgesetzt. Es ist folglich nicht so sehr eine individuelle Rationalisierung des Hochwassers, sondern vielmehr eine kollektive. Auch die Ergebnisse der Haushaltsbefragung zeigen, dass es sich bei der oben dargelegten Deutung der Ursachen, die zum Hochwasser führten, keinesfalls um Einzelfälle handelt. Daher gilt es im weiteren Verlauf der Untersuchung der Frage nachzugehen, aus welchen Gründen sich diese Deutung so etablieren konnte. Bedeutsam ist dabei vor allem stärker die institutionalisierte Verteilung von Wissen zu thematisieren.

Ad 2: Für die Betroffenen war das Hochwasser mehr als nur ein Realexperiment (Gross 2003), das fehlschlug: Das Hochwasser 2002 wurde von den meisten als Katastrophe bezeichnet. Der Begriff Katastrophe steht dabei als ein Symbol für das Unbegreifliche, denn im Angesicht der Katastrophe versagt die Sprache des Alltags, sie ist nicht zu verstehen und nicht zu begreifen (Voss 2006). Sie erschüttert die unhinterfragte Natürlichkeit der »natürlichen Weltanschauung« (Schütz/Luckmann 2003: 629). Lars Clausen hat daher in seinem FAKKEL-Modell neben den Dimensionen Rapidität und Radikalität auch die der Ritualität eingeführt, denn Katastrophen fordern kausales Denken und Begründen heraus und werfen säkularisierte Gesellschaften auf magisierende Erklärungen zurück (Clausen 1983, 2003). Die oben skizzierte Erklärung für das Hochwasser 2002 ist sicher solch eine magisierende Erklärung: Es war jedoch weder Gott noch die unkontrollierbare Natur, sondern die staatliche Institution der Landestalsperrenverwaltung, die hier angeführt wird, um das Unbegreifliche begreiflich zu machen.

Dies weist auf Grenzen der Übertragbarkeit der Diskussion zum Thema Nichtwissen, zumindest wie sie derzeit geführt wird, auf Krisen, die im Alltagshandeln und -wissen gründen und das in zweierlei Hinsicht: Erstens, greift gerade bezüglich solcher kollektiver Krisen die Frage, die derzeit vor allem die Risiko- und Wissenssoziologie umtreibt, wie Unwissen in mehr oder weniger gesichertes Wissen überführt wird, zu kurz. Denn durch kollektive Krisen wird das Wissen um die Wirklichkeit (mit all ihren Stützkonstruktionen (Berger/Luckmann 2000)) durch die Offenlegung von Unwissen an sich hinterfragenswert und das eben wegen dieses

Wissens um die Wirklichkeit. Damit bedarf es Erklärungen in der Alltagswelt, die diese (selbst produzierte) »Wissenslücke« verstehbar machen.

Zweitens, ist es notwendig, stärker die Fragen der Verantwortung sowie der Zuständigkeit, also der institutionalisierten gesellschaftlichen Verteilung von Wissen in den Mittelpunkt zu rücken und damit die einhergehende Frage der Legitimierung von Nichtwissen zu thematisieren. Es gilt also den »Laborcharakter« der Diskussion zum Nichtwissen zurückzulassen und gesellschaftliche Konstruktion der Alltagswirklichkeiten in den Blick zu nehmen.

Literatur

- Acosta-Michlik, Lilibeth/Mark Rounsevell (2005), »From Generic Indices to Adaptive Agents. Shifting Foci in Assessing Vulnerability to the Combined Impacts of Climate Change and Globalization«, *IHDP Newsletter*, Jg. 1, H. S. 14–16.
- Beck, Ulrich (1996), »Wissen oder Nicht-Wissen? Zwei Perspektiven »reflexiver Modernisierung«, in: Ders./Giddens, Anthony/Lash, Scott (Hg.), *Reflexive Modernisierung – Eine Kontroverse*, Frankfurt a.M., S. 289–315.
- Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott (1996), *Reflexive Modernisierung – Eine Kontroverse*, Frankfurt a.M.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (2000), *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit: Eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt a.M.
- Blaikie, Piers/Cannon, Terry/Davis, Ian u.a. (1994), *At Risk: Natural Hazards, People's Vulnerability, and Disaster*, London/New York.
- Bonß, Wolfgang (1991), »Unsicherheit und Gesellschaft. Argumente für eine soziologische Risikoforschung«, *Soziale Welt*, Jg. 42, H. 2, S. 258–277.
- Bonß, Wolfgang (1995), *Vom Risiko: Unsicherheit und Ungewißheit in der Moderne*, Hamburg.
- Bösch, Stefan (2002), »Risikogenese: Metamorphosen von Wissen und Nichtwissen«, *Soziale Welt*, Jg. 53, H. 1, S. 67–86.
- Bösch, Stefan/Kastenhofer, Karen/Marschall, Luitgard u.a. (2006), »Scientific Cultures of Non-Knowledge in the Controversy over Genetically Modified Organisms (GMO)«, *GALA*, Jg. 15, H. 4, S. 294–301.
- Brockmeier, Jens (1999), »Erinnerung, Identität und autobiographischer Prozeß«, *Journal für Psychologie*, Jg. 7, H. 1, S. 22–42.
- Bude, Heinz (1985), »Der Sozialforscher als Narrationsanimateur – Kritische Anmerkungen zu einer erzähltheoretischen Fundierung der interpretativen Sozialforschung«, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 37, H. S. 310–326.
- Chambers, Robert (1989), »Editorial Introduction: Vulnerability, Coping and Policy«, *IDS Bulletin*, Jg. 20, H. 2, S. 1–7.
- Clausen, Lars (1983), »Übergang zum Untergang: Skizze eines makrosoziologischen Prozeßmodells der Katastrophe«, in: Ders./Dombrowsky, Wolf R. (Hg.), *Einführung in die Soziologie der Katastrophe*, Bonn, S. 41–79.

- Clausen, Lars (2003), »Reale Gefahren und katastrophensoziologische Theorie: Soziologischer Rat bei FAKKEL-Licht«, in: Ders./Geenen, Elke M./Macamo, Elicio (Hg.), *Entsetzliche soziale Prozesse. Theorie und Empirie der Katastrophe*, Münster, S. 51–76.
- Cutter, Susan L. (2005), »Are We Asking the Right Questions?«, in: Perry, Ronald W./Enrico L. Quarantelli (Hg.), *What is a Disaster? New Answers to Old Questions*, Philadelphia, S. 39–49.
- Cutter, Susan L./Boruff, Bryan J./Shirley, W. Lynn (2003), »Social Vulnerability to Environmental Hazards«, *Social Science Quarterly*, Jg. 84, H. 2, S. 242–261.
- Dombrowsky, Wolf R. (1987), »Critical Theory in Sociological Disaster Research«, in: Dynes, Russel R./Marchi de, Bruna/Pelanda, Carlo (Hg.), *Sociology of Disasters: Contribution of Sociology to Disaster Research*, Milano, S. 331–356.
- Dombrowsky, Wolf R. (2005), »Not every Move is a Step Forward: A Critique of David Alexander, Susan L. Cutter, Rohi Jigyasu and Neil Britton«, in: Perry, W. Ronald/Quarantelli, Enrico L. (Hg.), *What is a Disaster? New Answers to old Questions*, Philadelphia, S. 79–96.
- Douglas, Mary (1992), *Risk and Blame: Essays in Cultural Theory*, London.
- Douglas, Mary/Wildawsky, Aaron (1993), »Risiko und Kultur«, in: Krohn, Wolfgang/Krücken, Georg (Hg.), *Riskante Technologien: Reflexion und Regulation*, Frankfurt a.M., S. 113–137.
- Granovetter, Mark (1983), »The Strength of Weak Ties: A Network Theory Revisited«, *Sociological Theory*, Jg. 1, H. S. 201–233.
- Gross, Matthias/Hoffmann-Riem, Holger/Krohn, Wolfgang (2003), »Realexperimente: Robustheit und Dynamik ökologischer Gestaltung in der Wissensgesellschaft« *Soziale Welt* Jg. 54, H. 3, S. 241–258.
- Gross, Matthias (2007), »The Unknown in Process: Dynamic Connections of Ignorance, Non-Knowledge and Related Concepts«, *Current Sociology*, Jg. 55, H. 5, S. 742–759.
- Japp, Klaus J. (2003), »Zur Soziologie der Katastrophe«, in: Clausen, Lars/Geenen, Elke M./Macamo, Elicio (Hg.), *Entsetzliche soziale Prozesse: Theorie und Empirie der Katastrophe*, Münster, S. 77–90.
- Koselleck, Reinhart (1989), »Erfahrungsraum« und »Erwartungshorizont« – zwei historische Kategorien«, in: Koselleck, Reinhart (Hg.), *Vergangene Zukunft: Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a.M., S. 349–375.
- Krohn, Wolfgang/Krücken, Georg (1993), »Risiko als Konstruktion und Wirklichkeit. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Risikoforschung«, in: Dies. (Hg.), *Riskante Technologien: Reflexion und Regulation*, Frankfurt a.M., S. 9–44.
- Krüger, Fred (2003), »Handlungsorientierte Entwicklungsforschung: Trends, Perspektiven, Defizite«, *Petermanns Geographische Mitteilungen*, Jg. 147, H. 1, S. 6–15.
- Krüger, Fred/Macamo, Elicio (2003), »Existenzsicherung unter Risikobedingungen – Sozialwissenschaftliche Analyseansätze zum Umgang mit Krisen, Konflikten und Katastrophen«, *Geographica Helvetica*, Jg. 58, H. 1, S. 47–55.
- Kuhlicke, Christian/Drückler, Daniel (2005), »Wenn Deiche weichen – umsiedeln? Warum Umsiedlungen in Deutschland kaum möglich sind«, *GALA*, Jg. 14, H. 4, S. 307–313.
- Lau, Christoph (1989), »Risikodiskurse. Gesellschaftliche Auseinandersetzungen um die Definition von Risiken«, *Soziale Welt*, Jg. 40, H. 3, S. 418–436.
- Law, John/Singleton, Vicky (2004), *A New Species of Trouble? Disaster and Narrative*, Lancaster.
- Luhmann, Niklas (1991), *Soziologie des Risikos*, Berlin.

- Macamo, Elicio (2003), »Nach der Katastrophe ist die Katastrophe: Die 2000er Überschwemmung in der lokalen Wahrnehmung von Mosambik«, in: Clausen, Lars/Geenen, Elke M./Ders. (Hg.), *Entsetzliche soziale Prozesse: Theorie und Empirie der Katastrophe*, Münster, S. 167–185.
- Matthiesen, Ulf/Bürkner, Hans-Joachim (2004), »Wissensmilieus – Zur sozialen Konstruktion und analytischen Rekonstruktion eines neuen Sozialraum-Typus«, in: Matthiesen, Ulf (Hg.), *Stadtregion und Wissen*, Wiesbaden, S. 65–89.
- O’Keefe, Phil/Westgate, Ken/Wisner, Ben (1976), »Taking the Naturalness out of Natural Disasters«, *Nature*, Jg. 260, H. April, S. 566f.
- Rheinberger, Hans-Jörg (2002), *Experimentalsysteme und epistemische Dinge: Ein Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*, Göttingen.
- Rheinberger, Hans-Jörg (2005), »Nichtverstehen und Forschen«, in: Albrecht, Juerg/Huber, Jörg/Imesch, Kornelia u.a. (Hg.), *Kultur nicht Verstehen: Produktives Nichtverstehen und Verstehen als Gestaltung*, Zürich, S. 75–82.
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (2003), *Strukturen der Lebenswelt*, Konstanz.
- Smithson, Michael (1990), »Ignorance and Disaster«, *International Journal of Mass Emergencies and Disaster*, Jg. 8, H. 3, S. 207–235.
- Soeffner, Hans-Georg (2004), »Alltagsverstand und Wissenschaft: Anmerkungen zu einem alltäglichen Mißverständnis von Wissenschaft«, in: Ders. (Hg.), *Auslegungen des Alltags – Der Alltag der Auslegung*, Konstanz, S. 15–60.
- Voss, Martin (2006), *Symbolische Formen: Grundlagen und Elemente einer Soziologie der Katastrophe*, Bielefeld.
- Watts, Michael/Bohle, Hans-Georg (1993), »The Space of Vulnerability: The Causal Structure of Hunger and Famine«, *Progress in Human Geography*, Jg. 17, H. 1, S. 43–67.
- Watts, Michael/Bohle, Hans-Georg (2003), »Verwundbarkeit, Sicherheit und Globalisierung«, in: Gebhardt, Hans/Reuber, Paul/Wolkersdorfer, Günter (Hg.), *Kulturgeographie: Aktuelle Ansätze und Entwicklungen*, Heidelberg, S. 83–97.
- Wehling, Peter (2006), *Im Schatten des Wissens – Perspektiven der Soziologie des Nichtwissen*, Konstanz.